

## Leserforum

## Erforschen wir es!

Zu Neue Technik könnte S-Bahn besser  
lotsen, 10. Februar 2015

Es ist erstaunlich, welches Ergebnis diese Studie zu Tage fördert: Da lassen sich mit einer modernen Signaltechnik ein Großteil der Verspätungsorgane in der Stammstrecke in den Griff bekommen. Nicht erst teure zusätzliche Gleise müssen gebaut werden, sondern gerade mal 50 Millionen Euro für die Strecke und weitere 50 Millionen für die Fahrzeuge sind notwendig, um das S-Bahn-System an der Achillesferse zukunftsfähig zu machen. Außerdem wird eine teure Doppelausrüstung mit herkömmlicher Signaltechnik auf den neuen S-21-Tunnelstrecken vermieden. Für die Bahn macht ETCS also durchaus Sinn, wirtschaftlich wie auch technisch. Wie auch für den S-Bahn-Kunden mit mehr Pünktlichkeit, Verlässlichkeit und sogar der Möglichkeit weiterer Taktverdichtungen, wenn der Erfolg der S-Bahn weiter anhält.

Und was macht der Regionalverband? Dieser zieht sich zurück und verlässt sich auf die Aussagen, dass es auch ohne geht. Geht es eben nicht! Jeden Morgen und Abend gleichen sich die Bilder. Wenn wir mehr Autofahrer auf die Schiene bekommen wollen und unsere Feinstaubprobleme in der Stauregion Nummer eins in Europa lösen wollen, führt an ETCS kein Weg daran vorbei. Sind wir nicht eine Zukunftsregion, die innovativ sein sollte?

Wenn dieses moderne Signalsystem auf S-Bahn-Strecken noch nicht erforscht ist, dann erforschen es eben wir. Bleibt zu hoffen, dass sich die Entscheidungsträger in Stadt, Kreisen und Kommunen für Zukunfts entscheiden. Und nicht wie der Regionalverband, der bei diesem Thema nicht durch Innovations-, sondern leider durch „Abstellgleis-Politik“ glänzt. *Markus O. Robold, Schwaikheim*

## Katastrophal

Zu VVS fährt neuen Rekord ein,  
13. Februar 2015

Der VVS sollte keine falschen Schlüsse ziehen. Wir sind eine fünfköpfige Familie, die regelmäßig die S-Bahn nutzt, mein Mann ist seit 20 Jahren Berufsspendler. Über Jahre hinweg waren wir zufrieden, aber wenn man die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit des S-Bahn-Verkehrs der letzten drei Jahre beschreiben möchte, dann ist das Wort „katastrophal“ noch eine freundliche Untertreibung.

Es vergeht keine einzige Woche, ohne dass es nicht mindestens einmal – in der Regel mehrmals – zu längeren S-Bahn-Verspätungen und kompletten Zugausfällen kommt, meistens gepaart mit einer praktisch nicht vorhandenen Informationspolitik seitens der Bahn. Mein Mann strandet regelmäßig an irgendwelchen Bahnhöfen und muss dann schauen, wie er zur Arbeit oder nach Hause kommt. Dadurch wird unser Familienleben nachhaltig negativ beeinflusst, sei es, weil mein Mann verlorene Arbeitszeit nachholen muss, sei es, weil er die Kinder nur noch zum Gutenachtsgesang sieht, oder sei es, weil er wichtige Termine verpasst.

Wir sehen also absolut keinen Anlass für die VVS, auf irgendwas stolz zu sein. Wir empfinden die Zustände schon seit Langem als unerträglich, und wenn wir es uns leisten könnten, würden wir es so machen, wie es eine befreundete Familie vor Kurzem völlig entnervt getan hat: dem VVS das Abo vor die Füße werfen und einen Zweitwagen anschaffen. *Stephanie Hackner, Winterbach*

## Inkompetent

Zu Konzept für das Hotel Silber wackelt,  
4. Februar 2015

Man muss von Glück sagen, dass vor Eröffnung des Hotel-Silber-Gedenkortes im Finanzministerium jemand auf den Gedanken kam, eine Bauntersuchung zu veranlassen. Jeden Angestellten in der freien Wirtschaft würde solche Inkompetenz seine Stellung kosten! Oder ist das nur ein weiterer Versuch, das von Anfang an ungeliebte Projekt abzuwürgen? *Rainer Redies, Bad Cannstatt*

## Briefe an die Redaktion

Bitte geben Sie auf dem Leserbrief (auch auf E-Mail) Ihre Anschrift und Telefonnummer an. Von den vielen Einsendungen, die uns täglich erreichen, können wir nur einen Teil veröffentlichen. Um viele Leser zu Wort kommen zu lassen, müssen wir Zuschriften auch kürzen.

Stuttgarter Zeitung, Leserforum  
Postfach 10 60 32, 70049 Stuttgart  
Fax 0711/72 05-12 34, Telefon: 07 11/72 05-11 11  
E-Mail: redaktion@stz.zgs.de

## Schuss unter ärztlicher Aufsicht

Drogen Seit einem halben Jahr kann in Stuttgart künstliches Heroin auf Krankenschein verordnet werden. In der Praxis des Suchtmediziners Andreas Zsolnai spritzen sich sechs Patienten morgens um acht Uhr gleichzeitig ihre Dosis Diamorphin. Von Nicole Höfle

Um kurz nach acht ist der Vergaberaum voll. Sechs Patienten haben vor sich auf dem Tischchen eine Nierenschale mit Spritze und Pflaster liegen. Die einen schieben sich die Hose ein Stück über die Hüfte nach unten, die Adern in der Leiste sind dick, und damit ist der Einstich einfacher zu setzen. Andere stauen sich das Blut im Arm, damit die Vene hervortritt. Keiner redet, alle sind beschäftigt, sich den morgendlichen Schuss auf Rezept zu verschaffen. Es ist Diamorphinausgabe in der suchtmittelmedizinischen Schwerpunktpraxis von Andreas Zsolnai.

Die drogenabhängigen Patienten injizieren sich das künstliche Heroin selbst – unter ärztlicher Aufsicht. „Wir beobachten die Patienten zehn Minuten, danach können sie gehen“, sagt Zsolnai. Geordnetes Spritzensetzen mit sauberen Nadeln statt blutiges Stochern in vernarbten Venen. Seit Juli können in Stuttgart schwerdrogenabhängige Menschen das industriell gefertigte Heroin ärztlich verordnet bekommen. Die Sicherheitsvorkehrungen in der Suchtambulanz in der Kriegsbergstraße 40 sind hoch. Das Diamorphin ist in einem Tresor gelagert. Der wiederum steht in einem Raum mit Panzerglas, überwatcht von einer Videokamera, einer Wärmebildkamera und zusätzlich gesichert durch einen direkten Notruf zur Polizei.

In einer Ecke des Vergaberaums sitzt Jorgos Apollo (Name geändert), sein Gesichtsausdruck ist abwesend. Die Sicherheitsmaßnahmen interessieren ihn nicht. Ihn interessiert das „Gefühl der Wärme“, das ihm die Droge verschafft. Nach der Injektion regt sich der kräftige Mann minutenlang kaum, dann steht er auf, gibt die gebrauchte Spritze auf der Schale zurück und verlässt den Raum. Angesprochen auf das Diamorphinprogramm ist der 41-Jährige Grieche in seiner Begeisterung kaum zu bremsen: „Ohne wäre ich vielleicht nicht mehr am Leben.“ 15 Jahre lang hat sich Apollo Heroin gespritzt, „dreckigen Stoff, gemischt vielleicht mit Rattengift“. Der gelernte Autolackierer hat das Geld seiner Eltern durchgebracht, das für den Enkel gedachte Sparbuch abergäumt, den Schmuck der Familie verscherbelt und seine Autowerkstatt in den Sand gesetzt: „Ich war besessen von einem Gedanken: Wie komme ich zum nächsten Schuss?“

Der gesetzliche Rahmen ist eng gefasst. In Diamorphinprogramm kommt nur, wer mindestens 23 Jahre alt und seit Jahren schwerdrogenabhängig ist, wer erfolglose Therapien hinter sich hat und körperlich oder psychisch krank ist. „Die Leute bringen handgeschriebene Lebensläufe und Empfehlungen von Kollegen mit, sie verhalten sich wie bei einer Bewerbung“, erzählt Zsolnai. 28 Patienten hat der Suchtmediziner in das Diamorphinprogramm aufgenommen, 50 Plätze sind vom Regierungspräsidium genehmigt.

Nicht nur die Sicherheitsstandards sind hoch, auch sonst sind hohe Hürden aufgebaut. Der Suchtmediziner entscheidet nicht allein, wenn er das synthetische Heroin verordnet darf, eine Qualitätssicherungskommission der Kassennärztlichen



Jeder Abhängige sucht sich eine Stelle am Körper aus, wo er das Diamorphin spritzt. Das kann auch der Fuß sein.

Foto: Lichtgut/Fleischowski

Vereinigung muss jeden Fall genehmigen. Jorgos Apollo hat Entgiftungen gemacht, Therapien wieder abgebrochen, sich im Gefängnis schweißgebadet durch kalten Entzug gequält. Am Ende aber hat er doch wieder seinen Dealer angerufen und Drogen verkauft, um an Geld zu kommen.

„Seit ich das Diamorphin bekomme, habe ich mich nur einmal bei ihm gemeldet. Gleich am ersten Abend, aus Gewohnheit, danach nicht mehr. Warum soll ich mir das dreckige Zeug reinziehen?“ Der 41-Jährige ist dankbar für die tägliche Verordnung und kann sein Glück kaum fassen.

„Ich träume jede Nacht, dass der Arzt nicht mehr da ist, und wache panisch auf.“ Tagsüber aber ist er so aufgeräumt wie lange nicht. Er schafft es, seine Wohnung sauber zu halten, einzukaufen, zu kochen. „Ich habe keine Angst mehr, die Türen aufzumachen, weil die Polizei davor stehen könnte.“ Stuttgarts Sozialbürgermeisterin Isabel Fezer (FDP) spricht von einem „wichtigen Angebot“ und sieht Stuttgart bundesweit als Vorreiter, weil in dem Gebäude in der Kriegsbergstraße nicht nur die Arztpraxis, sondern ein Stockwerk tiefer auch die Drogenberatungsstelle von Release untergebracht ist. Ihr erklärtes politisches Ziel ist, in dem Haus auch noch eine Arbeitsmöglichkeit für die Drogenabhängigen einzurichten: „Die Menschen brauchen tagesstrukturierende Angebote.“

Der Suchtmediziner Zsolnai hat noch ganz andere Erwartungen an die Politik. Er hofft darauf, dass irgendwann auch Dia-

morphin in Tablettenform frei gegeben wird: „Es gibt viele Klienten, für die eine Injektion nicht in Frage kommt, die aber mit Diamorphin besser auskommen würden als mit Methadon.“ Und er fordert eine Senkung des Alters: „Ich behandle eine 22-Jährige, bei der ich nicht weiß, ob sie das 23. Lebensjahr erleben wird. Ich bin überzeugt, sie mit Diamorphin stabilisieren zu können.“ Der Drogenberater Uwe Collmar wiederum setzt sich für eine Entkriminalisierung der Suchtmediziner ein: „Wenn ein Patient an seinem Beikonsum stirbt und der Arzt seine Behandlung nicht lückenlos dokumentiert hat, muss er mit staatsanwaltlichen Ermittlungen rechnen.“

Der Hartz-IV-Empfänger Jorgos Apollo kramt unterdessen seinen Geldbeutel heraus und hält fünf Euro hoch. „Die fünf Euro, die ich jetzt habe, sind mehr wert als

tausend Euro noch vor einem Jahr, als ich alles Geld sofort in Heroin umgesetzt habe“, sagt er. Der Grieche denkt erstmals nach 15 Jahren wieder darüber nach zu arbeiten. Ob er auch an Abstinenz denkt?

Jorgos Apollo schüttelt den Kopf. Und der Suchtmediziner Andreas Zsolnai macht klar: „Man kann das Gehirn nach Jahren schwerster Sucht nicht einfach entwöhnen.“ Primäres Ziel sei, die gesundheitlich stark angeschlagenen Patienten zu stabilisieren und sie aus der Illegalität zu holen. „Mit Diamorphin sind viele Patienten arbeitsfähig“, so der Arzt. Schon das sei ein großer Schritt. Drei Patienten aber seien bereits aus dem Diamorphinprogramm ausgestiegen und inzwischen clean. „Der Entzug ist einfacher als bei Methadon“, sagt Andreas Zsolnai, warnt aber zugleich vor zu hohen Erwartungen.

## 1800 MENSCHEN IN STUTTGART KONSUMIEREN HARTE DROGEN

**Ausgabe** Dreimal am Tag wird das Diamorphin ausgegeben und unter ärztlicher Aufsicht gespritzt. Die durchschnittliche Tagesdosis liegt bei 400 Milligramm. Die Kosten für das Betäubungsmittel summieren sich auf 400 bis 600 Euro im Monat, so der Suchtarzt Andreas Zsolnai.

**Statistik** Nach den Erhebungen der Stadt leben in Stuttgart etwa 1800 Personen, die harte Drogen wie Heroin kon-

sumieren. Rund 850 von ihnen erhalten inzwischen Methadon als Ersatzstoff, 28 Patienten Diamorphin. Das Diamorphin hat laut Zsolnai keine so starken Nebenwirkungen wie Methadon, das oft zu Gewichts- und Schlaflosigkeit führe. Zudem sei der Entzug weniger hart. „Mit Methadon geht bei vielen Patienten der Antrieb verloren, ihre Wacheit ist reduziert. Bei Diamorphin beobachten wir, dass die Patienten wach und

zukunftsorientiert sind“, sagt der langjährige Stuttgarter Drogenberater Uwe Collmar von Release.

**Ambulanzen** Bundesweit gibt es derzeit neun Ausgabestellen für das künstliche Heroin, darunter sind Hamburg, München, Berlin, Köln und Hannover. Die meisten werden wie die Stuttgarter Schwerpunktpraxis von der jeweiligen Kommune unterstützt oder sind in kommunaler Hand. *höf*

## Vom Durstlöcher zum elitären Getränk

Rezeption Erstmals seit Jahrzehnten ist eine umfassende Geschichte des Weinbaus in Württemberg erschienen. Von Thomas Faltin

Es ist kaum zu glauben, womit Wein, um ihn wohlgeschmeckender zu machen, früher vermischt wurde: In der Spätantike gab man Kiefernharz hinzu, Pfeffer, Meerwasser oder auch zerstoßenen Marmor. Später im Mittelalter scheuten sich die Wengter nicht, den Wein mit Asche zu klären, mit schwefeliger Säure die Hefebildung zu hemmen oder das Getränk mit Quecksilber scheinbar besser zu machen. Fast fragt man sich, wie es der Wein trotzdem schaffen konnte, über Jahrtausende hinweg ein Kultgetränk zu bleiben.

Drei namhafte Historiker – neben Reinhold Weber und Daniel Kuhn der frühere Stuttgarter Professor für Landesgeschichte Franz Quarthal – gehen dieser und vielen anderen Fragen in ihrem Buch „Die Geschichte des Weines in Baden und Württemberg“ nach. Wein war früher vor allem ein Alltagsgetränk, schreiben sie, das deutlich weniger Alkohol hatte als heute und das viele Menschen dem oft schmutzigen Brunnenwasser vorzogen. Heute werden in Deutschland 21 Liter Wein pro Kopf und Jahr getrunken, im Mittelalter seien es bis zu 500 Liter pro Person gewesen, spricht, deutlich mehr als ein Liter jeden Tag.

Das Buch bietet einen schönen Überblick über diese Geschichte, und die Auto-

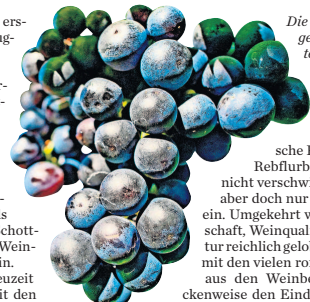
redings unklar. Die ersten eindeutigen Zeugnisse liegen erst aus der frühen Klosterzeit im achten Jahrhundert vor. Im Mittelalter erlebte der Weinbau tatsächlich eine Blüte, weil die Kirche ihn förderte und weil die Temperaturen deutlich höher waren als heute – selbst in Schottland sollen damals Weinreben gewachsen sein. In der Frühen Neuzeit setzte allerdings mit den vielen Kriegen und einer kleinen Eiszeit der Niedergang ein – jetzt drängte sich das Bier nach vorne. Ein weiterer herber Schlag war schließlich die Reblaus um 1900, die dann gefährlich wurde, wenn sie die Wurzelstöcke befiel. Ein Drittel der Anbaufläche in Württemberg ging damals verloren. Erst als man den Weinstock durch das Pfropfen mit Edelreisern veredelte, bekam man die Laus in den Griff. Es gibt sie übrigens noch heute, sie stellt aber keine Gefahr mehr dar. Vor allem in den letzten Jahrzehnten geht die Qualität des Weines im Südwesten unzweifelhaft nach oben.

Gewünscht hätte man sich aber im Buch manchmal eine etwas kritischerer Betrachtung. So werden die negativen Seiten

des Weinbaus, beispielsweise der ökologische Kahlschlag bei der Rebflurbereinigung, zwar nicht verschwiegen, sie nehmen aber doch nur sehr wenig Raum ein. Umgekehrt werden Weinlandwirtschaft, Weinqualität und Weinkultur reichlich gelobt, was zusammen mit den vielen romantischen Fotos aus den Weinbergen doch streckenweise den Eindruck eines Hochglanzprospektes vermittelt.

Wobei der Wein unbestritten eine hohe Bedeutung für Württemberg und Baden hat. Und wenn man den zitierten internationalen Studien glauben darf, dann ist der Wein zuletzt auch noch gesund: „Weintrinker mit moderatem Alkoholkonsum leben (meist) länger als Menschen, die völlig abstinenzlos leben“, heißt es im Buch. Darauf ein Glas Trollinger.

Literaturangabe Daniel Kuhn, Franz Quarthal und Reinhold Weber: Die Geschichte des Weinbaus in Baden und Württemberg. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2015. 224 Seiten, 39,99 Euro.



Die Trollingertraube gehört fest zu Württemberg. Foto: dpa